

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Volksfreund. 1901-1932 1925

5 (7.1.1925) Die Mußestunde

Aus Welt und Wissen

Wo Küsten Sünde ist. Vor einiger Zeit wurde berichtet, daß Nobis Statue „Der Kuß“ bei einer Kunstausstellung in Tokio so große Entrüstung erregte, daß die Statue zunächst mit einem Bambusgitter umgeben und dann aus der Ausstellung entfernt wurde. Der Polizeipräsident von Tokio begründete die Entfernung des Kunstwerks mit den Worten, daß das Küß eine unanständige, unreinliche und ungesunde Einführung aus Europa sei, die dem japanischen Volke ganz fremd sei. Tatsächlich ist der Kuß in der Öffentlichkeit in Japan etwas vollkommen Unbekanntes und wird dort als eine ebenso häßliche wie unappetitliche Handlung empfunden. Kein Film kann in Japan gezeigt werden, aus dem nicht vorher die Kuß-Szenen sorgfältig entfernt sind. Man vermeidet diesen „Stein des Anstoßes“ dadurch, daß in dem Augenblick, wo sich auf dem Filmstreifen die Mäuler zu dieser allzu intimen Verührung bereinigen wollen, die Schere ein Stück herauschneidet, so daß die Köpfe in einer angemessenen Entfernung bleiben. Häufig aber sind auch schon Filme aus Japan herausgeschneidert. Die gewöhnliche Art des Grusses in Japan ist die Weigung des Kopfes. Begrüßt man jemand mit besonderer Auszeichnung oder Herzlichkeit, so kniet man nieder und beugt den Kopf bis zur Erde. Die vertraulichste und herzlichste Gedärde, die Familienmitglieder oder Liebende sich in der Öffentlichkeit zuteil werden lassen, ist ein leibliches Klopfen auf den Rücken. Diese Liebesbezeugung sieht man aber nur bei äußerst gütlichen Gatten und bei Verlobten. Eine Umarmung oder ein Kuß, wie sie bei uns üblich sind, würde von jedem Japaner als eine schwere Beleidigung und grobe Sünde angesehen werden. Japanische Sittenschriftsteller führen an, daß der Kuß keine natürliche Freuherung der Liebe sei, sondern von den Europäern als eine niedrige Form des Vergnügens“ erfunden worden sei. Auch bei vielen andern Völkern, so bei den meisten amerlantischen Stämmen, den Polynesiern usw. ist der Kuß unbekannt. Als Hauptgrund gegen die Einführung des Küßes in Japan werden neben der „Sündhaftigkeit“ seine Gefahren für die Gesundheit angegeben. Kein anderer Teil des Körpers enthalte so viel Ansteckungskeime wie der Mund, und die Möglichkeit der Übertragung einer Krankheit sei beim Küßes sehr groß. Japanische Ärzte behaupten, daß viele Krankheiten, an denen die Europäer leiden, besonders Erkältungen, durch das Küßes verbreitet werden. Auch bei uns haben sich ja schon Stimmen gegen den Kuß als eine höchst unhygienische Handlung erhoben, und man bekämpft diese Parteilichkeitsbezeugung besonders an kleinen Kindern. Wie dem auch sei — jedenfalls gilt das Küßes in Japan als — Sünde.

Das „Abenteurer“. Unter dem „Eine Prinzessin als Fabrikarbeiterin“ berichten amerikanische Zeitungen: „Eine ex-lauerte Arbeiterin“ ist gegenwärtig in einer Fabrik in Chicago für einen Lohn von 20 Dollar die Woche tätig. Sie hat, wie New Yorker Blätter berichten, als ihren Namen „Elsa Bernadotte“ angegeben, ist aber die Enkelin des Königs von Schweden. Die Prinzessin kam mit ihrem Vater zum Besuch nach Washington und war eine Zeitlang Gast im Hause der Modellers. Sie hörte hier im Gespräch, daß fürzlich Damen der besten amerikanischen Gesellschaft sich Studienfahrten in Fabriken hätten anstellen lassen, und dieser Versuch reizte sie so, daß sie beschloß, ebenfalls ein solches Abenteurer zu bestehen. Sie verfolgte die Anzeigen in den Blättern, bewarb sich in einfacher Kleidung um verschiedene Stellen und fand schließlich ein Unterkommen in einer Fabrik, in der Leder verarbeitet wird. Sie bedient jetzt eine Maschine, durch die geerbte Häute für Schuhe zugeschnitten werden.“

Woraus wohl entnommen werden soll, daß der Beruf einer Fabrikarbeiterin mit 20 Dollar in der Woche — was nach amerikanischen Verhältnissen ein Hundelohn ist! — gar nicht so schrecklich sein kann. Es wird nur nicht gesagt, daß die Prinzessin, die im Hause Modellers aus und ein geht, eben nicht von ihren 20 Dollar leben muß! Auch ist klar, daß die „erlauchte Arbeiterin“ nicht ihr Leben lang, ja nicht einmal ein Jahr und kein halbes lang an der Maschine Leder säneiden wird. Sie wird an irgend einem Tag, zu irgend einer Stunde aufhören, sobald das „Abenteurer“ seinen ersten Metz verloren haben wird. Das „Abenteurer“ der Arbeiterinnen aber dauert bis zu ihrem Tode . . .

Die Bevölkerung der Welt. In dem letzten halben Jahrzehnt ist in der Volkszahl der einzelnen Kulturländer eine gewaltige Veränderung vorgegangen. Damals stand Frankreich mit 38 Millionen Einwohnern als das volkreichste Land Westeuropas an der Spitze. Dann kam Deutschland mit 37 Millionen und Großbritannien mit 30 Millionen, während die Vereinigten Staaten eine Bevölkerung von 36 Mil-

tionen besaßen. Nach den neuesten Statistiken ist Frankreich weit zurückgeblieben. Es hat nur 1 Million Einwohner mehr als vor 50 Jahren, während Deutschland trotz seiner Verluste durch den Versailles Vertrag mit 63 1/2 Millionen ansteigt ist, das Vereinigte Königreich von Großbritannien mit 40 Millionen. Die Bevölkerung der Vereinigten Staaten ist auf 110 Millionen gestiegen, hat sich seit 1800 bezweimundzwanzigfach, seit 1850 ver-fachzehnhalbacht. Die Bevölkerung der ganzen Welt wies auf 1800 Millionen geschätzt, von denen 500 Millionen auf Europa kommen, 600 Millionen auf Asien, 200 Millionen auf Nord- und Südamerika, 150 Millionen auf Afrika, Australien hat nur mit Einschluß der Inseln etwa 7 Millionen.

Rätsellecke

Verwandlung

Zwei Worte stecken mir im Kopf.
Das erste, eine Frucht, die wohl dir mundet,
Das zweite dir der Liebe Symbol fundet.
Nun fasse dich beim Schopf!
Küg noch zwei Silben zu
Ganz gleicher Art und gleichem Klang.
Doch sei nicht gar zu bang.
Nimm schnell dem zweiten Wort den Fuß.
Nun hast du, welsch ein Hochgenuß.
Zwei Früchte hier, die weit vom Süden kommen,
Zum Baden hast du Nummer zwei genommen,
Kannst auch den Mantel noch vom ersten dazu nehmen
Und brauchst dich deiner Wadentritt nicht zu schämen.

Feindesarten-Rästel

N. D. A. Württern
Halte

Wer den Beruf wissen will, der dieser Herr ausläßt, muß die Buchstaben der Berufsartikeln umstellen. Nichts geschieht ergibt sich eine mit „A“ beginnende Berufsbezeichnung. Dr. Wankentels.

Auflösungen der Rästel der Nummer der 1. Woche

Rezierbild. Man wende das Bild auf die rechte Seite. Wotischen Turmgeländer und Gelände sieht man die Gestalt des Städters.

Rästel. Neuzahr.
Michtige Vöfunden fanden ein: Dema Gßeing, Rudolph Schilpp, Karlsruhe.
Nachtrag zu den Lösungen der 2. Woche: Wils. Niekteree, Karlsruhe.

Wiß und Humor

Scherz beiseite

Als Voltaires „Junafrau“ und Helvetius' „Geist“ erschienen waren, wurde die Polizei in Venu beauftragt, Nachforschungen nach diesen Büchern anzustellen. Nachdem sie diesen Befehl ausgeführt hatte, melbete sie der vorgehenden Behörde: „In der ganzen Schweiz gibt es weder „Geist“ noch „Junafrau“.“

Zur Zeit der französischen Revolution war das Politisieren in Gasthäusern verboten. „Wie, also nicht einmal preden sollen wir?“ empörte man sich gegen diese Verordnung, „wenn wir nur essen und trinken, wodurch unterscheiden wir uns dann von den Tieren?“ „Daraus bezahlen, meine Herren“, mischte sich der Wirt in den Streit.

In unserer Mittelschule kam zuweilen noch das Hofmeisterchen zur Anwendung, aber Fräulein Vof griff doch recht ungen zu und machte ihren Widerwillen gegen dieses letzte Mittel den Kindern einmal damit klar, daß sie sagte: „Wenn ich euch prägen muß, so tut mir das Herz dabei weher als euch die Haut.“

Fritz Schneider, dem es auch sonst an Unverzagtheit nicht fehlte, merkte sich dieses Wort. Einmal war nun die Reihe an ihm mit dem Stöckchen Bekanntschaft zu machen. Als Fräulein Vof gerade zum ersten Schläge auszuholen will, ruft er entsezt: „Fräulein, Ihr Herz, Ihr Herz!“

Sein Mitleid siegte.
Wir entnehmen diese lustigen Kleinigkeiten dem 19. Heft der Zeitschrift „Das Leben“. Es ist für 1 A überall zu haben. Verlag: Leipziger Verlagsdruckerei G. m. b. H., vorm. Fischer und Künzler, Leipzig, Johannisgasse 8.

Die Ruhestunde

Zur Unterhaltung und Belehrung

2. Woche Karlsruhe, den 7. Januar 1923

Revolution

(Bauernkrieg um 1525)
Von Max Dorku.

Brecht auf die Tore untrer Schmach,
Reißt die Kreuze vom Kirchengach,
Lacht uns Männer bei Männern sein,
Lacht uns die Zünfter Freiheit sein.
Jungfer Freiheit, wase den Tanz,
Schmüde dich mit dem Rotrosenkranz.
Wir loben die Sterne bei uns zu Gast,
Der Mond sei unrer Brantweinfaß.
Die Pfaffen sollen durch Reigen springen,
Die jungen Knecht sollen singen.
Die Feigen sollen sich verrecken —
Wir zünden die Welt an allen Eden.
Münzer, tanze den ersten Reihn,
Wir andern tanzen hinterdrein.
Am Galsen höden bereihn Klaven —
Die wollen uns nie und nimmer schaden.
Und wenn wir den heißen Durst gefäßt,
Dann gehn wir mit Jungfer Freiheit zu Bett:
Wir wollen freie Kinder zeugen,
Die sich nie mehr vor den Klittern beugen,
Spieß voran!

Sozialistische Weltanschauung

Von Prof. R. Wilhelm

Es ist nicht auffallend, daß aus den Reihen unserer Leser von Zeit zu Zeit an die Redaktion die Frage gestellt wird: **Welches ist die Weltanschauung des Sozialismus?** Gerade die Gelehrten, die sich gern und häufig mit philosophischen Fragen abgeben, werden am ehesten die Unklarheit spüren, die über dem Begriff „Weltanschauung des Sozialismus“ waltet, denn wie in Zeitungsartikeln und Medien so oft begegneten. Mancher Gelehrte würde ohne Zweifel gleich mit der Antwort bei der Hand sein: Nun, die Weltanschauung des Sozialismus, das ist — die materialistische Geschichtsauffassung, der sogenannte historische Materialismus von Marx und Engels. So wurde es und wird es jetzt noch vielfach in untreren Reihen aufgefaßt. Ich will nicht reden von dem schlaun Treiben unserer unehelichen oder unwillkenden Gegner, die auf Einzelnen, auf Ketzeln, an Medner-punkten den historischen Materialismus gleichsetzen mit dem philosophischen Materialismus und für ihre geduldigen Zuhörer die Schlußfolgerung ziehen, wir Sozialisten seien eine Bande krasser Egoisten und Gotteslästerer. Wir werden scheinbar angesehen dafür, daß Marx und Engels Anhänger des atheitischen Philosophen Feuerbach waren, und man denkt, die Lehre, die von solchen Männern ausgeht, müsse notwendig atheitisch gefärbt sein. Das ist keineswegs der Fall. Die Lehre von Marx ist mit jedem religiösen Glauben sehr wohl vereinbar. Wir dürfen etnem katholischen Pfarrer und Marxisten Wilhelm Hohoff, der von Marx und Engels schrieb, daß „die Grundlage ihrer Lehre nicht der Materialismus, sondern vielmehr berechtigter Neofikismus und wahrer ethischer Idealismus ist“. Dieses wichtige Bistat entnehmen wir einem Artikel von Dr. Dieck in Nr. 1/2 des Christlichen Volksblattes, Jahrgang 1923. Dort findet sich noch ein weiterer Ausspruch Hohoffs angeführt: „Der Materialismus und der Religionsglaube ist keine sozialistische Gefährdung und keine sozialistische Spezialität.“

Daß sich der Marxismus mit jeder religiösen Weltanschauung verträgt, ist die zwar hier und da bekämpfte, aber doch ziemlich allgemeine Anschauung bei uns. Der Katholik, der Protestant, der Jude, der Freidenker, der Türke, der Heide, sie alle können gute Sozialisten sein. Niemand verlangt von ihnen, daß sie ihren Gottesglauben abschänden und einen Hahnenreißer stellen auf den Marxismus. Das „Hannoversche Volksblatt“, ein Parteiorgan, schrieb einmal, es sei ihm „kein Parteitag“ bejählet, belam, der erklärt, daß nur der als wirklicher Klassenbewußter Arbeiter und Sozialdemokrat anzusehen sei, der den dialektischen Materialismus, wie er von Marx, Engels, Kautsky ausgebildet wurde, als die Weltanschauung des Proletariats proklamiert hätte“. Und der bekante Genosse Kallor selbst in Bremen schreibt: „Man kann sehr wohl klassenbewußter Arbeiter sein, ohne auf dem Standpunkt des dialektischen Materialismus zu stehen, ohne ihn mit Haut und Haaren kritiklos zu schlucken, ohne Marx für einen unerschöpflichen Reichtum und seine Theorie für abschließend zu halten“. Als dritten im Bunde zitieren wir noch Friedrich Stampfer, der in seinen Erklärungen zum Göttinger Programm, Seite 52, folgendes ausführt: „Von der Partei aus besteht nicht das geringste Hindernis, daß sich alle gläubigen Christen ihr anschließen, ohne von ihrer inneren Ueberzeugung auch nur ein Jota aufzugeben“. Und in seiner Broschüre „Religion ist Privatfache“ stehen die Sätze: „An die materialistische Weltanschauung ist die Sozialdemokratie in keiner Weise gebunden. Zwischen seiner (des philosophischen Materialismus) und der sozialistischen Weltanschauung besteht kein immer wie gearteter logischer Zusammenhang.“

Wenn also Sozialismus sich mit jeder kritischen und sanftigen Weltanschauung verträgt, was folgt daraus? — Es folgt daraus, daß ein Mensch zwei Weltanschauungen gleichzeitig haben kann! Das empfindet jedermann als lächerlich. Aber diese Schlußfolgerung ist auch nicht die einzig mögliche. Man kann ebenogut folgern, daß eine der beiden Weltanschauungen — keine Weltanschauung ist.

Diese letztere Ansicht wird bezüglich des Sozialismus auch vertreten. Es heißt, Sozialismus sei eine Wirtschaftsan-schauung, keine Weltanschauung. Der Sozialismus will Wirtschaftreform, das Christentum will Seelenreform. Der Sozialismus beschäftigt sich lediglich mit dem Diesseits, das Christentum mit dem Jenseits. Das kommunistische Manifest endigt mit Aufstellung des rein diesseitigen Ideals einer „Assogiation, worin die freie Entwicklung eines jeden die Bedingung für die freie Entwicklung aller ist“. Vom Himmel und seiner Seligkeit ist da nirgends die Rede.

Wenn daher von sozialistischer Weltanschauung gesprochen wird, so verstehen verschiedene Leute darunter Verschiedenes. Der eine meint den Marxismus mit oder ohne Einschluß des Atheismus, der andere meint Wirtschaftsauffassung, der dritte versteht darunter das echte und rechte Christentum, das ja diese für identisch halten mit Sozialismus ist.

Genosse Gustav Radbruch, der ehemalige Reichsjustizminister, hat in seiner Broschüre „Die Kulturlehre des Sozialismus“ (Dieck, Berlin, 1922) einige interessante Gedanken über die Weltanschauung des Sozialismus entwickelt. Er sagt z. B., daß das Göttinger Programm das sozialistische Wirtschaftsprogramm noch auf eine durchaus individualistische (also unsozialistische) Weltanschauung gründe. Er findet aber, daß eine neue sozialistische Weltanschauung sich erst langsam zu bilden beginne, sie sei im Göttinger Programm schon deutlich spürbar, nicht mehr individualistisch, sondern „transpersonal“. Es würde über den

Schriftleiter: Hermann Winter. Druck und Verlag von Gek & Cie., beide in Karlsruhe, Luisenstraße 24.

Rahmen dieses Artikels hinausführen, wollten wir die Ideen von Prof. Kabbuch hier weiter ausbreiten. Es soll auch kein Artikel für oder gegen Nahrungsmitteln-Debitationen gefüllt, sondern bloß die Auffassung gezeigt werden, daß wir eine sozialistische Weltanschauung eigentlich noch nicht haben, daß sie erst langsam aus der Wirtschaft hervordringt. Dies würde ja auch der Lehre von Marx entsprechen, wonach eine ausgebildete und selbständige sozialistische Weltanschauung erst auftreten kann als ideologischer Überbau der neuen, sozialistischen Produktionsweise. Die Ansicht, daß die sozialistische Weltanschauung erst ein Heranwachsen, ein sich erst Bildendes ist, scheint auch da ein wenig zu teilen, der einmal sagte: „Solange wir eine sozial-fundierte und sozial-bekante Ethik noch nicht haben, so lange sind auch die starken st. klugen und religiösen Antriebe der Vergangenheit nicht zu entdecken bei der sittlichen Erziehung unseres Volkes“

Das Tagebuch eines Dachdeckers

Kurze Ausszüge mit seiner süßen Erlaubnis Von t e h a t e b a

1. Januar. Dieses Jahr fängt mit einer dichten Schneedecke an. Das ist, da ich schon seit Mitte Oktober ohne Arbeit bin, gerade kein Grund, „Großes Neujahr“ zu wünschen. Gestern sind wir alle um neun zu Bett, als es zwölf lautete, stand ich mit Frieda am Fenster. Aber wir waren zu traurig, um mit den Frühlingsfröhen sein zu können. Wir hatten gerade 16 Pfennig im Hauskass.
13. Januar. Immer noch keine Arbeit. Der Meister Schloffer sagte heute, als ich ihn traf: „Du Ostern können Sie mal wieder dran denken. Vorher ist kein Gedanke an Arbeit. Die paar Broden mag ich mit Fris selber.“ Natürlich der Fris kostet ja bloß ein paar Nidel die Woche. Die Kinder brauchen nötig was Wolleses. Aber die paar Mark für Erwerbslosenunterstützung sind ja immer schon Dienstags zu Ende. Heute ist nun wieder so ein elender Sonntag, wo man sein Eiend so recht merkt.
2. Februar. Heute war ich, da Samstag ist, mal bei den Kollegen. Von 28 arbeiten 8, die anderen auden Vögher in die Luft. Gestern wandelte ich mal hinüber in die Vieherei wegen Arbeit. Der Förstner sagte: „Mit den Erwerbslosen kann man die Säweine füttern, so viele gibt es.“ Dem Kerl hätte ich am liebsten ein „paar“ abgeschöpft. Jetzt habe ich mit wieder zwanzig Mark geben lassen von Schwager Rudolf. Heute sah ich Schloffer. Der guckte abseits, als er mich bemerkte. Vielleicht dachte er, ich wollte ihn anpöpseln.
20. Februar. Allmählich wird es mir aber doch zu dumm. 16 Wochen ohne einen Streich Arbeit. Es sieht aus, als ob der Krauter recht belam. Gestern habe ich mal nach Frankfurt geschrieben ob nicht auswärts etwas Arbeit ist. So geht es doch nicht weiter. Ueber hundert Mark Schulden und alles heruntergerissen. Meine Frau gukt mich immer so vorwurstvoll an — aber es hat alles seinen Zweck. Nun ist auch noch das Nidel seit acht Tagen krank. Man möchte Eier, Butter, Milch kaufen. Heute überkam es mich, als ich die Steinstraße durchging, und das heße Zeug zentnerweise in den Äden sah, als müßte ich alles fura und klein schlagen. Da liegt das, was ich brauche, und dabei...
3. März. Heute, Monica, habe ichs wieder mal versucht und Glück gehabt. Ich arbeite seit heute früh beim Kanalbau für die Stadt. Verflucht, das kommt einen aber pukig an, wenn man nichts im Magen hat und den ganzen Tag schwer schwererern muß. Aber ich habe die Zähne zusammengebissen. Unser Vearbeiter meinte: „Na — von schwerer Arbeit sind Sie wohl auch nicht rebaut?“ Als ich ihm sagte, daß ich fast zwanzig Wochen nichts Nichtiges in die Hosen bekommen habe, sagte er: „Dafür kann aber die Stadt nicht.“ Vielleicht die Stadt nicht — aber die ganze Bande, die man Gesellschaft heißt. Ich habe mir dann aber nichts mehr merken lassen und geschwiegt, was der Körper hergab. Es gibt 54 Pfennige die Stunde. Eine „schwere Menge Geld“.
19. März. Jetzt, nach zwei Wochen, macht mir die Arbeit Spaß. Anfangs wollte ich wohl ein Hundemal weglassen. Diese Erdbewegung ist zwar eine stupide Beschäftigung — aber ich findiere die Menschen dabei. Was gibt es doch für belcheidene Arbeiter. Brechen sich bald den Buckel, wenn ein Aufseher kommt und schimpfen, wenn er fort ist. Kimmern sich um nichts. Die Gesellschaft ist nur schlecht organisiert, aber sie rätionieren über den Verband, der nur 54 Pfennige erreicht hat. Ein paar feine Menschen sind aber auch darunter. Heute rebete ich mit

einem, der mir wahrhaftig von Dingen: „Positiven Sozialismus“ sprach und äitierte:
„Bewachte, planmäßige Organisation der sozialen Arbeit nennt sich der ersehnte Heiland der neueren Zeit.“
Das war Müßi für mich, ich hätte ihn fassen mögen.
29. März. Heute wieder Lohn erhalten. Wenn alles abgezogen ist, bleiben zwanzig Mark fünfzig. Jeden Tag brauche ich dreißig Pfennig zur Fahrt, fürs noch achtzehn Mark sechs. Zwanzig gab ich für eine Mittagsuppe aus ohne Fleisch, Rest: sechzehn Mark fünfzig. Wehe, wenn ich davon Bier und Zigaretten kaufen wollte! Sieben Mark zehn gehen für Miete ab und Frieda muß mit zehn Mark vierzig die Woche fünf Mäuler kopfen. Wie sie das macht, ist unbegreiflich. Aber eine Künstlerin ist sie, eine Heldin dazu. Trotzdem laßt sie mich immer an, wenn ich komme und gehe! O, sie ist eine sanfte Frau! Man arbeitet noch einmal so gern.
20. April. Nun bin ich doch wieder zu meinem Meister gegangen. „Ich dachte, es ist Ostern, da versuchst du es einmal. Er sah mich an und meinte: „Na, für einen Kanalarbeiter sehen Sie recht aut aus.“ Vielleicht hat er gemeint, ich soll Harterdär sein. Arbeit hat er noch keine. Also gehen wir wieder Sand schippen. Uebigens machen mir meine Erwerbskollegen viel Spaß. Schöje sind schon in den Bauergewerksbund gegangen weil ich immer so rebete habe. Nun fehlen noch fünf, die aber sehr hartleibig sind. Leider haben die zwei geistig regsten die Arbeit hinausgeworfen und sind wieder in die Fabrik. Heute mühte ich doch meinem Schwager zehn Mark zurückzahlen, das hat weh getan, grad zu Ostern.
1. Mai. Die ganze Kanalgemeinde feiert heute, auch die fünf. Der Aufseher meinte gestern, als wir ihn das sagten: „Uns müßte es ja gut gehen, daß wir so für nichts, dir nichts einen Tag opfern. Hat der eine Ahnung. Hat das nun Wert, dem vom Waldbad etwas zu erzählen? Versuchst habe ichs, aber ich glaube, ich bin ein zu schlechter Redner, denn zum Schluss meinte er bloß: „Aber deswegen läßt man doch nicht vier Mark zweihundertdreißig schwinden.“ Wenn du's nicht fühlst, du wirst es nie ertragen.
24. Mai. Immer noch neunzig Mark Schulden. Ansehnen? Wer laßt da. Die Hälfte Sommer ist bald run und noch keine Aussicht. Wie lange ich wohl noch Mautwurf sein muß?
10. Juni. Seit gestern Montag wieder auf dem Dach! Schloffer ließ mich holen. Eigentlich fiel es mir schwer, meine erdbeladerten Hölzer im Stich zu lassen. Wir hatten uns so aneinander gemöhnt. Aber ich muß meine Schulden abtragen, damit ich im Winter wieder neue anlegen kann. Bei 57 Pfennig geht es nicht. Vorige Woche gabs drei Pfennig mehr, nun ich ein reicher Mann werden könnte, muß ich wea. Traut!
21. Juni. Es gibt auf einmal Arbeit. Ich, wo ein paar Broden da sind, möchten wir gleich neun Stunden schieneeln. Vorläufig denken wir nicht daran.
10. Juli. Es gibt sechzig Pfennige Stundenlohn. Das macht doch wenigstens dreißig Mark rund. Ich komme mir vor wie der Fürst von Reuß, jüngere Linie. Frieda hat den Größenwahn und isstelt schon von neuen Kleidern für die Kinder. Diese Beachtlichkeit... Eigentlich ist es zum Heulen. Wenn ich mein Weib ansehe, die nicht an sich denken kann. Aber ihr erster Wunsch war: Kleider für die Kinder. Wenn manche wüßten, was so ein Proletenweib entfangen muß. Da wir erst die Schulden abtragen müssen, bleiben die Kleider gestrichen. „Was nützen schöne Kleider, wenn nichts zu heißen ist.“
28. Juli. Unser Lohn ist nun fünfundsiebzig Pfennige die Stunde und noch nicht grobenwahninnig. Frieda hat doch die Kleider erlangert. Ich denke, der Affe belst mich, als die Kinder am Sonntag — gestern — herintommen in neuen Kleidern. Ich habe mich in den Schnurrbart gefassen, sonst hätte ich geweint über mein Staatsweib. Sie meinte, ich hätte ja mitgehungen, als ich ihr gelinde Vorwürfe machte. Dann sind wir nachmittags mit den neuen Kleidern spazieren gewesen. Die Kleinen waren sehr lauber, Frieda und ich aber liefen nebenher wie aus dem Trüderladen. Daß sich die Kinder nicht wegen uns geschämt haben? Vielleicht haben sie Latt oenus, uns das nicht merken zu lassen.
8. August. Man sagt, Schulden laufen nicht davon, aber sie sind schlimmer, wie Raubtiere. Sie verfolgen einen auf Schritt und Tritt. Schwager sagt: „Wenn ihr den Wäbels o Kleider kaufen könnt, darf ich auch an meine reißlichen Dreier erinnern.“ Der Mann hat recht. Ich habe mir von Schloffer den Kitt geben lassen und das Raubtier gefüttert. Nun bekomme ich jede Woche acht Emmen mehr abgezogen.
15. August. Heute, Freitag, gabs wieder Geld. Ich muß doch so einen Lohnzettel abschreiben, vielleicht freuen sich die Kinder öfter einmal darüber.

Table with 3 columns: Item, Price, Total. 48 Stunden à 75 Pfennig = 36,00 Mark; Vorlohn = 8,00 Mark; Kranken- u. Inv.-Beiz. = 2,68; Erwerbslosenerwerb. = 0,72; Steuern = 1,92; Rest = 22,68 Mark.

Aus mich brauche ich jede Woche fünf Mark Tramtbahn und Mittag, für Miete jetzt sieben Mark, sind für Frieda noch 12,68 Mark, da soll sie Kofeln kaufen, uns satt machen usw.
Kleber haben wir wieder mal leidenschaftig gelebt. Die 75 Pfennig Stundenlohn haben uns die Welt in rosigem Licht geseit als aut war. Eine Nacht mal fünf grad sein lassen und ich werde glücklich zum vierten Male Vater. Heidi, das wird ein Fest werden, wenn im März so ein kleiner Mensch antommt. Hoffentlich bringt er gleich einen Kuckuck voll Schwären mit, sonst kanns ihm passieren, daß er verhungert. Auch ausgerechnet im März... Frieda, Frieda, ich sieh aus. Wir müssen soldier leben...
1. September. Achtzig Pfennig Stundenlohn, die Prosente sind auf 10 festgesetzt worden. Der Verband hat jedenfalls gemüht, daß ich Vater werden muß. Ich sieh den ganzen Tag und rechne. Diesen Monat werden die Schulden abgetragen und dann, ach was, das hat doch keinen Zweck.
Jetzt gibts noch Arbeit und solange wir schaffen, wirds schon werden. Ich muß Frieda gegenüber immer den glücklichen Vater martieren, damit sie's nicht so merkt; wo sie nur die gute Laune der hat.
22. September. Unser Schuldbuch sei vernichtet. Heute letzten Vorlohn ab. Nun kann der Wiederaufbau beginnen. Wenn nur Mai wäre — wie wollte ich den Frühling pressen. Aber so. Na, nun geht das Sparen los. Vor allem drängt Frieda einen Kuck. Vorher ist so blank, wie ein Spiegel. Einen Anzug für mich? Gott, für die Versammlung geht der Waue noch, wo anders geht ich einfach nicht hin. Wir bekommen für vierzig Mark Kohlen, Dummelpopondwien — wieder ein Wochenlohn, für so Dreck. Kartoffeln kosten wir auch kaufen? Geld. — Aber schließlich im Winter will man auch leben. Also, Frieda, Frieda, du zurückst meine Kerzen. — Mein Geld, mein Geld. Also bestelle ruhig Kartoffeln, liebes Weib, recht viel auch noch. Du weist, es essen bald schje. Sie hat mir sogar meine Arbeitsstube von Hofblei schiden lassen. Sie bekam einen Schmah dafür, denn jetzt gehts in einem hin.
1. Oktober. Meister Schloffer meinte heute: Na, für drei, vier Wochen kann mir noch so tun. Auf deutsch: In drei Wochen ist Feierabend. Das sind gute Aussichten. Wär ich doch beim Kanal geblieben, vielleicht gabs da mehr zu tun. Na also, warten wir ab. Frieda jag' ich noch nichts. Die hat Bläse. Also, das Wäbel, hat Ansehnen. Für sich und mich will sie vier Hemden kaufen. Achtzehn Mark! Größenwahn. Ich muß sie einschließen, die ist insandt und taugt sie. In drei Wochen inapern wir dann Hemden. Erst mal Kartoffeln, Frau. Dendenitullus!
15. Oktober. Herrgott, das neue Hemd tut doch auf die Rippen. Kartoffeln und 5 Hemden bezahlt. Hallihallo! Aber ich darf nicht mehr Tramtbahn fahren, ich lauf' früh und abends über eine Stunde, um 1,80 Mark zu sparen. Der Meister macht wieder ein Gesicht, als ob er von uns was zubaben wollte, daß wir arbeiten dürfen. Ein Zeichen, daß er bald keine Arbeit mehr hat.
8. November. Montag früh und ich kann im Bett bleiben. Freitagabend. Ich bin Freitag vor. Ich wir krank. Aber dann bin ich doch fort. Aus Arbeitsamt. Arbeit? „Es sind schon 4000 gemeldet.“ sagte der Mann am Sgauer. Schöne Aussicht. Auf eigene Faust bin ich dann wieder. Aber Arbeit? Schiefe Gesicht, ja, Arbeit, nein. „Nur Arbeit kann mich retten.“
8. November. Heute mühte ich es doch sagen, daß ich ohne Arbeit bin, solange hab ich es ihr noch verheimlicht. Sie war sehr erköpft. Aber recht. Meine sechs Mark hat sie immer in der Hand herumgedreht. Dann sind wir ganz seita zu Bett, damit wir uns nicht so viel in die Augen zu leben brauchten. Ich hab sie weinen geschüht. Nicht gehört, aber geschüht. Wenn ich nur wüßte, was ich machen könnte, mir schüht nichts ein.
1. Dezember. Wieder Montag, nun schon vier Wochen ohne Verdienst. Mit den paar Großen Unterstützungen kann man sich ja vorm Hunger schühen, aber all das andere fehlt. Frieda mühte auf eien; soll ich wieder sorgen, wieder eine Schuldenlast aufkürren. Einen totschlaan?
10. Dezember. Ich habe acht Tage arbeiten können zur Aushilfe. Wir haben die Kartoffeln bezahlt, den Wäbels warmes Unterseua gekauft, dann war es wieder alle. Nun gehts wieder kumbeln.
21. Dezember. Heute ist Sonntag und in drei Tagen Weihnachtsfest. Alle meine Kollenen sind ja nicht ohne Arbeit, aber die gute Hälfte. Ich handle jetzt mit Weihnachtsfaden. Aber, ob ich die Küstagen wieder bekomme, weiß ich nicht.

Frieda ist schon wieder guten Mutes. Diese Frau ist mein Trost. Wenn ich ihr in die Augen sehe, dann fall' ich immer wieder Hoffnung!
25. Dezember. Es hat grad so geklappt, daß ich mit einem blauen Anac davongetommen bin. Alles verkauft und dreißig Em verdient. Es gibt einen feinen Fiederbraten, morgen Kof-Fleisch und dazu haben wir Kartoffeln. Nach Weihnachten gehts wieder hienemeln. Das ist eine Luft zum Leben. Wo man nur den Mut her hat, sich nicht aufzuhängen...
31. Dezember. Lebe wohl 1924. Um dich ist es nicht schade. Reicher sind wir nicht geworden. Arbeit ist keine da, also, es ist nicht schade um dich, du fräugiges Gab. Wie wird dein Nachfolger sein? Kannst du helfen. Man hat viel zu wenig Kanäle, das war doch noch etwas, auch da ist keine Aussicht. Dazu das Kind, Biesl frag mich heute, warum eigentlich das Jahr „rum“ geht. Das müßt ich auch wissen. Heute kam schon die erste Gratulationskarte: Glückliches Neues Jahr. Ein „Glück“, daß man sie gleich verdrennen kann.

Bücherschau

Der Frauen Hausbuch für 1925. Soeben erscheint das bekannte „Jahrbuch für Arbeiterfrauen und -Möchter“ im vierten Jahrgang. Die Herausgeberin, Wilhelmine Kähler, hat auch für dieses Buch wieder eine Reihe der besten Mitarbeiter gefunden: Marie Buchacz, Toni Jensen, Louise Schöder, Anna Wlos, Clara Bohm-Schuch, Lola Landau, Emma Stropp, Johanna Heymann, Professor Dr. Kabbuch, Dr. Fedenhardt, Richard Berner usw. Aber auch die Toten leben noch weiter in diesen Wäbeln: Webel sagt den Frauen, warum die Frauen das Wahlrecht haben und ausüben müssen, und Walter Rathenau erzählt von kommenden Dingen. Sie alle haben den Frauen wichtiges zu sagen über gewesene und kommende Wahlen, Dichter und Frauen, nordafrikanisches Frauenleben, die weibliche Eigenart und die Gleichberechtigung der Geschlechter, die Demobilität der Frauen, Geschlechterfrage, die Frauenfrage in ferlicher Zeit, Behinderungen einheimischer Kräfte usw. Neben diesen Artikeln hegenden Inhalts, die den Gehaltskreis der Frau erweitern und ihre Wissen vertieft, bringt Der Frauen Hausbuch auch wieder eine Reihe Erzählungen, Klauererien, Gedichte sowie hübsche Strichzeichnungen und zwei farbige Kunstblätter, die den Frauen Stunden der Erbauung und der Freude bereiten werden. — Bei einem Preis von 1,50 M ist Der Frauen Hausbuch ein wirklich wertvolles Buch, das nicht nur alle unsere Frauen besitzen, sondern auch als Weihnachtsbescherung für andere verdienen sollten. Es ist zu haben in der Volksbuchhandlung, Adlerstraße 43.
Silbe Wäbwerk, Tage einer entwürdigten Jugend von Rich. Lohmann, Bilderbuch von Hans Wäblich. Auf halbreiem Papier gebndt, in Ganzleinen 2,50 M. Kein Frauenroman mit sentimentalen, keine Romanze und keine Courtisanklerei, der passende Roman einer entwürdigten Wäbchennugend, die zwischen Däne und Däin und Wollen und See emporranke, und in der Kleinadtange verflümmert. Voll sozialer Probleme: Kampf des kleinen Bürgerdorfes gegen den Kolben Kapitalismus, Kampf gegen die gesellschaftliche Schindung der Kleinadt. Ringen um Leben und Weltanschauung. Eine aufs knappte zusammengepreßte Handlung, höflich behinftremend, mit wenigen, jedoch ruhender Bestimmtheit. Bilder von See und Sturm und Meereweite, von Kleinadtbläulichkeit und Beengtheit. Eine Sprache voll weichen Ringens und dann wieder voll von dramatischer Macht und eigenwilligen Rhythmus.
Weibliche Psychologie
Was ist es nun, wodurch wir Frauen uns im Durchschnitt vom Manne zu unseren Gunsten unterscheiden? „Der Jähling“, so pflegte er bisher mit mißverständlicher Beratschlagung zu sagen, wie man etwa dem Tiere die Neberlegenheit des Antikits zugestehet. Aber wir dürfen uns das komische Narkistik. Was sich Es ist eine hohe Sache um den menschlischen Narkistik. Was sich ihrer selbst nicht bewußt wird, treibbarth wirkt. Diese Gabe, nur auf menschliche Dinge angewandt, hat freilich das weibliche Geschlecht in den verdiensten Maß der heintüchen Berednung und Kämpfinneret gebracht: in höherem Sinne und in weiterer Sphäre wirkend, würde sie zur Wohltat für die Menschheit. Denn Psychologie ist es, was den verworrenen Weltgetriebe vor allem not tut, sie müßte die Veleiterin des abstrakten Rechtsinns werden, sie müßte mit ihrer Hadel, in alles Erziehungswea leuchten, sie müßte überall, wo Menschen zusammenwirken, der strengen Sachlichkeit die Aussicht führen helfen.
(Aus: Nolde Kurz, Im Reichen des Steinbodes.)